

# Erinnerungen an Petr Vavroušek

von Jost Gippert

Als ich mich im März 1982 im Institut für Sprachwissenschaft am Wiener Luegerring einfand, wohin ich eingeladen worden war, um dort ein Semester lang Tocharisch, Georgisch und Indogermanische Syntax zu unterrichten, sprach mich fast jedes der Institutsmitglieder über kurz oder lang auf meinen „Vorgänger“ an: einen mir bis dato unbekanntem Dozenten aus Prag namens Vavroušek, der sein eigenes Gastsemester in Wien damit zugebracht habe, tonnenweise Fachliteratur auf dem Kopiergerät für sich zu duplizieren. Da ich die hervorragenden Bestände der Wiener Bibliotheken schon bald ebenfalls zu schätzen gelernt hatte, konnte ich seine Leidenschaft ohne weiteres nachvollziehen; man versicherte mir allerdings immer wieder, dass ich an seine Kopierleistung niemals würde heranreichen können. Das war natürlich auch gar nicht meine Absicht, denn im Gegensatz zu einem Wissenschaftler jenseits des Eisernen Vorhangs, für den westliche Fachliteratur nur im Ausnahmefall leicht zugänglich war, beschränkte sich mein eigener „Nachholbedarf“ auf seltene Werke älterer Zeiten, die in den Beständen der Bibliotheken meines damaligen Wohnsitzes West-Berlin – zufällig oder nicht zufällig – eine Lücke darstellten. Der Kollege Vavroušek und ich – beide Biertrinker, beide Barträger, für manche sogar beide eine Art „Ersatz-Jesus“ – unterschieden uns also vor allem durch unsere jeweilige Provenienz, als Exponenten der beiden Fronten im Kalten Krieg, deren Wege sich – und damit endet der Zufall – gerade nur im „neutralen“ Österreich überkreuzen konnten.

Der Kalte Krieg blieb in der Tat bestimmend für unser wechselseitiges Verhältnis, zumindest für eine gewisse Zeit, und unsere gemeinsamen Erlebnisse sind bestens dazu angetan, die Kuriositäten und Obsküritäten dieser Periode drastisch zu veranschaulichen. Es begann mit unserer ersten persönlichen Begegnung, die weder in Wien noch in Prag noch etwa im Westen Berlins stattfand, wohin ich nach der Wiener Episode zurückgekehrt war, sondern im Osten der letztgenannten Stadt. 1987 fand dort der XIV. Internationale Linguistenkongress statt – mit seinen mehr als 1000 Teilnehmern aus aller Welt zweifellos eine gewaltige Herausforderung für die Staatssicherheit der DDR, die normalerweise schon bei Gruppen von mehr als fünf Einreisenden nervös wurde. Als Bürger der „Selbständigen Politischen Einheit Westberlin“, wie der Westen der Stadt im SED-Jargon hieß, hatte ich versucht, mich für den Kongress anzumelden, allerdings ohne eine der zu völlig überteuerten Preisen angebotenen Unterkünfte in der Hauptstadt der DDR buchen zu wollen – welchen Sinn hätte es gehabt, ein Hotelzimmer zu beziehen, wenn man zwischen den Tagungsräumen Unter den Linden und der eigenen Wohnung im Tiergarten nur fünf S-Bahn-Stationen zu durchqueren hatte? Die Anmeldung ohne Hotelbuchung blieb mir freilich verwehrt, und so beschloss ich, das Großereignis (heute würde man von einem „Megaevent“ sprechen) allenfalls „teichoskopisch“ zu begleiten. Gleichwohl hegte ich, gemeinsam mit meinen Kollegen aus dem Westen, die dem Wucher den Boykott vorgezogen hatten, durchaus den Wunsch, mit dem einen oder anderen der internationalen Gäste auf der anderen Seite des Vorhangs persönlich zusammenzutreffen, und so beschafften wir – meine Frau Sonja, mein Freund Ralf-Peter Ritter und ich – uns für den 12. August ein Tagesvisum, um am Alexanderplatz den mir noch immer unbekanntem Prager Kollegen zu einem Bier zu treffen. Allen, die es nicht ahnen, weil sie es selbst nicht erlebt haben, sei es hier nur angedeutet: Wir mussten tatsächlich über drei verschiedene Grenzübergänge einreisen, meine Frau mit ihrem österreichischen Pass über den für Ausländer, Ralf-Peter Ritter mit seinem Reisepass der Bundesrepublik Deutschland über den für Bundesbürger, und ich, mit meinem Westberliner Personalausweis samt Passierschein, über den für Westberliner. Aller Schikane zum Trotz fanden wir uns auf der anderen Seite des antifaschistischen Schutzwalls zum vereinbarten Zeitpunkt doch wieder zusammen, und der Adressat unseres Mauersturms war ebenfalls am Orte. Aus dem geplanten Bier wurde eine ganze Staffe, und damit hatte sich die Wiener Wesensgemeinschaft in eine Berliner Seelenfreundschaft gewandelt.

Während des nicht gerade lukullischen, dafür aber umso promilleträchtigeren gemeinsamen Aufenthalts in einer Bar in der Hans-Beimler-Straße, die seit 1995 Otto-Braun-Straße heißt, weihte mich Petr Vavroušek im übrigen erstmalig in die Hintergründe und Umstände ein, die sich um seine Kopierwut in Wien rankten. Tatsächlich war es so gewesen, dass er (anders als manche seiner Kollegen, die dasselbe Privileg genossen) den unerhofft erlangten Aufenthalt im „westlichen“

(eigentlich wohl eher südöstlichen) Ausland gezielt dazu nutzen wollte, die tiefen Informationslücken zu schließen, unter denen er selbst und seine Studenten jenseits des Vorhangs litten, und er hatte alle verfügbare Zeit und Energie in dieses Vorhaben investiert. Als er nach seinem Aufenthalt im Zug nach Prag zurückfuhr, wurde er an der tschechischen Grenze, wie auch alle anderen Reisenden, sehr genau „gefilzt“, und dem kontrollierenden Beamten – wohl nicht vom Zoll, sondern eher vom Geheimdienst – entging die enorme Menge xerographierten Papiers keineswegs. Er verschaffte sich vielmehr einen genauen Überblick über das, was Petr in schwarz auf blütenweißem Papier mit sich führte, und fragte dann, was es damit auf sich habe. Petr erklärte ihm, dies seien vornehmlich hethitologische Schriften, worauf der Beamte zu seiner Verblüffung entgegnete: „Ah, Hrozný?“ Ja, natürlich, Bedřich Hrozný sei sein Vor-Vorgänger an der Prager Universität gewesen, und er wolle dessen Vermächtnis weiterführen. Mit dieser Klarstellung hatte sich Petr dem Argwohn des Kontrolleurs entzogen, und er konnte das Material unbeschadet einführen. Die Tatsache, dass ein Geheimdienstmitarbeiter im Grenzdienst nicht nur wusste, was Hethitisch ist, sondern sogar den Altmeister der tschechischen Altorientalistik kannte, hat uns noch viele Jahre lang fasziniert – es geht doch nichts über eine gute Allgemeinbildung!

Während wir uns im Schatten der weltoffenen Architektur rund um das Zentrum der ostdeutschen Metropole der Fähigkeiten der dortigen alkoholproduzierenden Industrie erfreuten, beschlossen wir, dem „zufälligen“ Zusammentreffen im Ersten Deutschen Jäger- und Sammlerstaat einen Besuch an der Wirkungsstätte Hroznýs folgen zu lassen. Ich hatte die tschechische Hauptstadt zwar schon lange Jahre zuvor, zu Beginn der 1970-er Jahre, bereist, es hatte sich jedoch nichts Wesentliches daran geändert, dass dies erheblichen logistischen Aufwand bedeutete: ein Visum für einen persönlichen Besuch zu beschaffen, war nur mit einer gezielten Einladung möglich, die von den staatlichen Stellen bestätigt und für unbedenklich erklärt werden musste, und erforderlich war zudem eine exakte Dokumentation des Aufenthalts unter behördlicher Aufsicht. Umso überraschender kam Petrs Vorschlag, statt dessen ein Transitvisum zu beantragen: Mit einem solchen Visum, zum Beispiel für eine Fahrt von Berlin nach Wien, konnte man 48 Stunden in der ČSSR zubringen, ohne sich irgendwie den Behörden offenbaren zu müssen. Selbstverständlich griff ich seinen Vorschlag gern auf, und schon wenige Wochen später konnten meine Frau und ich Petr und seine Familie erstmalig an seiner eigenen Wohnstätte im 11. Bezirk der tschechischen Hauptstadt heimsuchen.

Im Laufe der folgenden Jahre – West-Berlin war noch immer Frontstadt, Österreich noch immer „neutral“, und dazwischen befand sich der doppelte Vorhang aus Eisen – haben wir den Vorzug des Transitvisums vielfach ausgenutzt. Es waren immer höchst konspirative Begegnungen, in denen wir nicht nur die Geheimnisse der indogermanischen Sprachwissenschaft, sondern auch diejenigen der sich mählich entwickelnden elektronischen Verarbeitung ihrer Materialien für uns enthüllten. Ich empfand es in der Tat als höchst bemerkenswert, dass sich mein Prager Freund in mindestens genau demselben Maße für den Fortschritt in der digitalen Verarbeitung sprachlicher Daten interessierte, wie ich selbst, und ich war ihm zutiefst dankbar für den diesbezüglichen Gedankenaustausch, den er mir in viel kompetenterer Weise gewährte als die meisten meiner Fachkollegen im „Westen“. Gleichzeitig hatten wir es immer wieder mit dem Eisernen Vorhang zu tun. Es war ungefähr im Juli des Jahres 1988, als ich bei einer der Transit-Passagen, nach der Übergabe der ersten Textmaterialien aus dem indogermanistischen Thesaurus, der heute unter dem Namen TITUS bekannt ist, und der dazugehörigen Computerprogramme auf der Weiterfahrt nach Österreich meine Aktentasche in Prag vergaß, die alles das enthielt, was ich in Wien benötigte – Texte, Manuskripte und Disketten. Als ich irgendwo zwischen Wetzelsdorf und Ketzelsdorf feststellte, was fehlte, hatte ich die „eiserne“ Grenze bereits überschritten, und damit war mein Aufenthalt in Wien geradezu sinnlos geworden. Ich rief Petr an, um mit ihm zu beraten, was zu tun sei – die Lösung, die er mir anbot, bestand darin, am folgenden Tage ein Ein-Tages-Visum für einen touristischen Besuch in der ČSSR zu beantragen und mich mit ihm an einem vorher zu bestimmenden Ort zu treffen. Selbstverständlich willigte ich ein, und wir einigten uns auf die Autobahnraststätte „Bei den neun Kreuzen“, tschechisch *Devět Křížů*, in der Nähe von Velká Bíteš zwischen Prag und Brünn als Treffpunkt. Er, Petr, würde mit einem Kollegen anreisen, der jüngst sein erstes Automobil erworben habe, und mir die Tasche übergeben. Ich hatte mich, wie vorgesehen, morgens um sieben Uhr beim tschechischen Konsulat in Wien-Schönbrunn eingefunden, um das Visum zu beantragen, begleitet von einem aus Iran stammenden österreichischen Kollegen, der mich dankenswerterweise begleiten wollte. Zu meinem Bedauern erhielt der Kollege

kein Visum, da sein Photo im Pass ihm nur bedingt ähnlich war – es zeigte ihn noch mit einem Vollbart, dessen er sich inzwischen entledigt hatte. Ich selbst aber konnte mich, da mich mein Bart noch zierte, wieder auf den Weg machen und erreichte die *Neun Kreuze*, trotz einstündiger Grenzkontrolle, zur vorgesehenen Zeit, um auf Petr und seinen „Chauffeur“ zu warten. Ich war schon reichlich nervös geworden, als beide etwa anderthalb Stunden nach der vorgesehenen Zeit endlich erschienen – wir hatten übersehen, dass es der Tag des Ferienanfangs war, verbunden mit einem außergewöhnlichen Andrang auf die aus Prag hinausführenden Straßen, und der „chauffierende“ Kollege hatte nicht nur das Auto erst kurz zuvor erworben, sondern auch seinen Führerschein, was ihn verständlicherweise dazu verleitete, eine besonders niedrige Fahrgeschwindigkeit zu bevorzugen. Wie dem auch sei – ich erhielt die fragliche Tasche ausgehändigt und konnte mich damit auf den Rückweg begeben, nicht ohne mich den inquisitorischen Fragen der Grenzbeamten stellen zu müssen, was ich auf dem „One-Way-Trip“ in der ČSSR getan und was ich damit bezweckt hätte – natürlich stammelte ich etwas von Brünn und „sightseeing“, nicht etwa von einer Taschenübergabe. Nachdem mir nichts Subversives vorzuweisen war, erreichte ich Wien kurz vor Mitternacht, das inkriminierte Objekt der Begierde in meiner Hand. Gekostet hat mich der Ausflug, vom Benzin abgesehen, „nur“ etwa 200 Schilling für das Visum (das wären heute etwa 15 Euro) – keine sehr hohe Ausgabe für das doppelte Durchschreiten des bestgehüteten Vorhangs der Welt!

Über die Grenzerfahrungen an den Brennpunkten des Kalten Krieges gäbe es noch viel zu erzählen – über Tankwarte im sächsischen Tal der Ahnungslosen, die zum ersten Mal ein Auto sahen, das „bestimmt über 100 km/h fahren kann“, über slovakische Zöllner, die eine im Auto liegende Luftmatratze als wieder auszuführendes Importgut in den Reisepass eintragen zu müssen glaubten, oder über mährische Grenzbeamte, die den Durchreisenden mit einem Augenzwinkern vor der Entrichtung einer Strafe wegen zu schnellen Fahrens bewahrten: „Ah, die Freunde haben Sie erwischt? Wissen Sie was, vergessen wir das, ich kann die auch nicht leiden! Gute Fahrt!“ Wie man sieht, bedeuteten die Begegnungen vor und hinter dem Grenzzaun nicht immer ein lästiges Ärgernis, und das blieb auch nach dem Zusammenbruch der volkseigenen Republiken noch so. Im Januar 1990 trafen wir uns mit Petr zum zweiten Mal in Ostberlin – inzwischen eine Stadt mit einer fröhlich-anarchischen Stimmung, wie sie wohl kaum jemals eine andere Metropole gesehen haben mag. Ein Kollege von der Humboldt-Universität, der uns zu einem Umtrunk eingeladen hatte, schlug vor, wir könnten doch zum Abendessen nach Westberlin fahren, die Grenzen seien ja jetzt offen. Ja, für die DDR-Bürger schon, wandte Petr ein, für ihn jedoch nicht – er habe doch kein Visum für den Westen. Ja und? Man fahre einfach gemeinsam im PkW, kontrolliert werde ohnehin nicht mehr. Genauso geschah es: An der offenen Grenze hielt unser Fahrer in seinem Wartburg nur seinen DDR-Ausweis hoch, und schon konnten wir passieren. Auf diese Weise gelangte Petr Vavroušek zum ersten Mal in den „richtigen“ Westen, die vom Feind umzingelte Frontstadt, und es war uns ein diebisches Vergnügen, in Spandau auf der Havel-Brücke zu stehen und ein Dienstbier auf Herrn Záruka zu trinken. Und genauso unbedrängt, wie er eingereist war, gelangte Petr mit dem Ostberliner Kollegen wieder zurück in sein Ostberliner Hotel – wenn wir damals gewusst hätten, dass der Ausweis des Humboldtianers ein Stasiausweis war, so wäre uns auch das egal gewesen.

Im selben Jahr – 1990 – endete meine Berliner Zeit, und ich nahm eine Tätigkeit an der Universität Bamberg auf, als Forschungsassistent für Orientalistische Computerlinguistik – ich bin sicher, dass dies die einzige Stelle dieser Nomination war, die es jemals weltweit gegeben hat. Wie dem auch sei, die Stelle verschaffte mir die Möglichkeit, meine Bemühungen um einen Ausbau des indogermanistischen Datenthesaurus gezielt voranzutreiben. Natürlich war Petr Vavroušek bei der ersten Konferenz über den „Use of Computers in Comparative Linguistics“ zugegen, die ich im Juni 1992 in Bamberg veranstalten konnte, und es war geradezu zwangsläufig, dass er selbst die Folgekonferenz im November 1993 in Prag organisierte. Zusammen mit seiner Frau Libuše war Petr freilich schon ein Jahr zuvor in Bamberg gewesen, aus Anlass meiner Habilitationsfeier, zu der sie im Auto eines Wiener Kollegen anreisten – für beide ein Erlebnis der besonderen Art, das unserer Freundschaft zum Glück keinen Schaden zufügte. Wichtiger waren und blieben jedoch die gemeinsamen Unternehmungen rund um die Digitalisierung unserer Wissenschaft, und dies auch weit über meine nächste Ortsveränderung hinaus, die mich 1994 nach Frankfurt führte. Im Oktober 1997 konnte ich hier bereits zur sechsten „International Conference about the Use of Computers in



Petr Vavroušek auf der Tagung Frankfurt 1997  
(Foto Michael Glünz)

Historical and Comparative Linguistics“ einladen, und wieder antwortete Petr mit einer Folgekonferenz ein Jahr später in Prag, die zugleich die Gelegenheit für eine letzte Grenzerfahrung der unheimlichen Art bot. Ich reiste aus Frankfurt mit drei jungen Nachwuchskräften an, darunter eine russische Stipendiatin aus St. Petersburg. Das Stichwort „Schengen“ hatte sich in Europa zwar schon ausgebreitet, die Grenze zur Tschechischen Republik war von der neuen Freizügigkeit allerdings noch nicht betroffen. Wir gingen trotzdem davon aus, dass die Einreise nicht komplizierter würde als die nach Frankreich oder Belgien vor der Aufhebung der Kontrollen; was wir jedoch nicht wussten, war, ob das auch für Inhaber eines russischen Passes galt, nachdem die Beziehungen zwischen Tschechien und Russland

zwischenzeitlich etwa wieder auf den Stand von 1968 zurückgefallen waren. Und tatsächlich wurden wir, genauer unsere russische Kollegin, am Grenzübergang Schirnding zurückgewiesen, was natürlich für die gesamte Autobesatzung bedeutete, umzukehren. In der Ratlosigkeit, die sich ausbreitete, erinnerte ich mich daran, dass es in geringer Entfernung, bei Waldsassen, einen anderen, eher „familiären“ Grenzübergang gab, und ich schlug vor, es doch dort einfach noch einmal zu versuchen. Während wir uns dem Schlagbaum näherten, legten wir unsere vier Reisepässe fächerförmig ineinander, den russischen in der Mitte, und hielten sie so, mit gespielter Langeweile, der Grenzbeamtin in ihrem Häuschen entgegen – was sollte sie anderes tun, als uns einfach durchzuwinken? Welch glücklicher Zufall, dass der Русский паспорт genau dieselbe purpurne Farbe hatte wie unsere neuen EU-Pässe... Und merkwürdig, dass die Stipendiatin bei der Rückreise, die sie allein im Zug unternahm, keine Probleme hatte.

Wieder ein Jahr später, aber noch vor der Jahrtausendwende, fanden Petr und ich uns wieder in Frankfurt zusammen, aus Anlass der „11. Jahrestagung der Gesellschaft für Linguistische Datenverarbeitung“ mit dem Thema „Multilinguale Corpora: Codierung, Strukturierung, Analyse“, deren Ausrichtung ich übernommen hatte. Natürlich war Petr für diese Tagung nicht nur ein Teilnehmer unter vielen, sondern ein ganz besonderer Gast: Als es um die Frage ging, ob die Konferenzvorträge publiziert werden könnten, erklärte er sich sofort bereit, dies zu übernehmen, sein Verlag *enigma corporation* stehe dafür zur Verfügung. Der GLDV-Vorstand akzeptierte den Vorschlag gern, und zwischen der Tagung selbst, die im Juli stattfand, und dem Erscheinen des Tagungsbandes, der zu Weihnachten desselben Jahres auf die Gabentische gelangte, verging weniger als ein halbes Jahr – ein einzigartiges Beispiel für verlegerische Effektivität.

Schon einige Jahre zuvor hatten Petr und ich uns darauf geeinigt, gemeinsam eine wissenschaftliche Zeitschrift herauszugeben, die die Sprachen und Kulturen des Alten Orients in ihrer gesamten Vielfalt abdecken würde; der lateinische Titel „*Studia Iranica, Mesopotamica et Anatolica*“ brachte dies plakativ zum Ausdruck, und im Vorwort des ersten Heftes von SIMA hielten wir fest, die Zeitschrift solle „die vielfältigen kulturellen Wechselbeziehungen reflektieren, die den Alten Orient seit der Einführung der ersten Schriftsysteme geprägt und für eine in der älteren Menschheitsgeschichte einzigartige Überlieferungsdichte über die Verbreitungsgrenzen genetisch höchst unterschiedlicher Sprachen hinweg gesorgt haben.“ Leider sind in den Jahren 1994 bis 1998 nur drei Hefte der Zeitschrift erschienen – ich erinnere mich gut daran, dass mich ein geschätzter Fachkollege ungefragt darauf hinwies, ein solches Publikationsorgan sei zu sehr „zwischen den Stühlen“ angesiedelt, um Erfolg und Bestand haben zu können. Ja, die Zeit war offensichtlich noch nicht reif für Inter- oder Transdisziplinarität, Prinzipien, die heute in aller Munde sind – aber den Versuch waren die drei Hefte doch wert, vielleicht allein schon deshalb, weil sie dokumentierten, dass die Prager Altorientalistik auch nach Bedřich Hrozný und trotz aller Anfeindungen durch westliche „Götter“ lebendig geblieben war – und dies war in erster Linie das Verdienst Petr Vavroušeks.

Aber selbstverständlich blieben seine Verdienste nicht auf die Altorientalistik beschränkt. Mindestens ebenso verdienstvoll waren seine Bemühungen um die Wiederetablierung indogermanistischer Forschung und Lehre in Prag, die er nicht nur aus eigener Kompetenz zu erreichen suchte, sondern vor allem auch durch „Lehrimport“ aus den benachbarten Ländern. Ich selbst hatte mich bereits Anfang der 1990er Jahre als Gastdozent einbringen können (meine Vorlesung „Ogam – eine frühe keltische Schrifterfindung“ aus dem Jahre 1992 wurde als erste der „Lectiones eruditorum extraneorum in facultate philosophica Universitatis Carolinae Pragensis factae“ sogar abgedruckt), und viele andere Kollegen beteiligten sich in den Folgejahren. Leider war dabei aber auch ein höchst tragisches Ereignis zu beklagen. Mir gefriert noch heute das Blut, wenn ich mich daran erinnere, wie mich Petr im Dezember 1994 anrief, um mir mit Grabesstimme mitzuteilen, dass unser gemeinsamer Freund Jochem Schindler während einer Vorlesung in Prag kollabiert und ins Krankenhaus eingeliefert worden sei. In den folgenden Wochen, während derer er im Koma lag, versuchten wir, uns gegenseitig Zuversicht einzuflößen, bis das unvermeidliche Ende eingetreten war: am 24.12.1994 war Jochem Schindler in einem Prager Krankenhaus verstorben. Petr und ich waren uns einig, dass dies nicht nur für die indogermanische Sprachwissenschaft einen unersetzlichen Verlust bedeutete, sondern auch für uns als seine Freunde.

Sieht man von der weihnachtlichen Katastrophe im Jahre 1994 ab, so brachten die Jahre seit unserer ersten Begegnung Petr und mir doch immer wieder erfreuliche Erlebnisse: Wir meisterten gemeinsam die Tücken der nur langsam auf Spezialinteressen eingehenden Softwareindustrie, indem wir die Möglichkeiten von WordPerfect 5.1 bis zur Vollendung ausnutzten (wirklich Eingeschworene benutzen das Produkt aus dem Jahre 1991, das seiner Zeit um Jahre voraus war, noch heute), arbeiteten gemeinsam an der Vervollständigung des indogermanistischen Thesaurus (Petr steuerte nicht nur selbst ein althethitisches Corpus, die bedeutendsten altschechischen Texte, die Atharvaveda-Samhitā und mittelpersisches Material bei, sondern fand mit großem Geschick auch immer wieder Freiwillige, die die störrischen vedischen Textausgaben zu digitalisieren bereit waren), unterstützten uns gegenseitig in der Ausbildung unserer Studenten (Petr unterrichtete in Frankfurt erstmalig Ende 1994, letztmalig Ende 2001), hörten gemeinsam Musik aus Schimanski-Filmen, scherzten gemeinsam über Kollegen, die ohne Zweithose zu Konferenzen reisten, aßen gemeinsam Bramboráčky, tranken gemeinsam Becherovka, wenn es kein Bier gab, erfreuten uns gemeinsam an der Stringenz des indogermanischen Erbes, die sich darin manifestierte, dass ein indischer Gesandter namens Chakraborti beim tschechischen Außenminister im Palais Kolovrat zu Gast war, und disputierten mit Vergnügen darüber, ob von Kolín aus die Schneekoppe zu sehen sei, und wenn ja, wie man dies auf Tschechisch sagen würde. Schlagartig änderte sich das erst 2009, als mir Petr bei einem Besuch in Prag im November eröffnete, dass er an der Parkinson'schen Schüttellähmung erkrankt sei, ein Leiden, das ihn bis zu seinem Tode nicht mehr aus dem Griff lassen sollte. Zwar erhielt ich noch am 11. Oktober 2010 eine letzte elektronische Mail von ihm (insgesamt war es etwa die 1250te seit 1994), doch konnte ich ihn schon einen Monat später, als ich wieder in Prag eintraf, nicht mehr persönlich treffen – er war kurz vorher in ein Krankenhaus eingeliefert worden und nicht in der Lage, Besucher zu empfangen. Auch nachdem er wieder nach Hause entlassen worden war, blieb eine direkte Begegnung illusorisch, und selbst der Versuch, sich virtuell über Skype zu verbinden, scheiterte. So bleiben nur die Erinnerungen an eine unglaublich an- und aufregende gemeinsame Zeit, die mich mit Petr Vavroušek in einer ganz besonderen Weise verbunden hielt.

Frankfurt, 20.2.2015

Jost Gippert